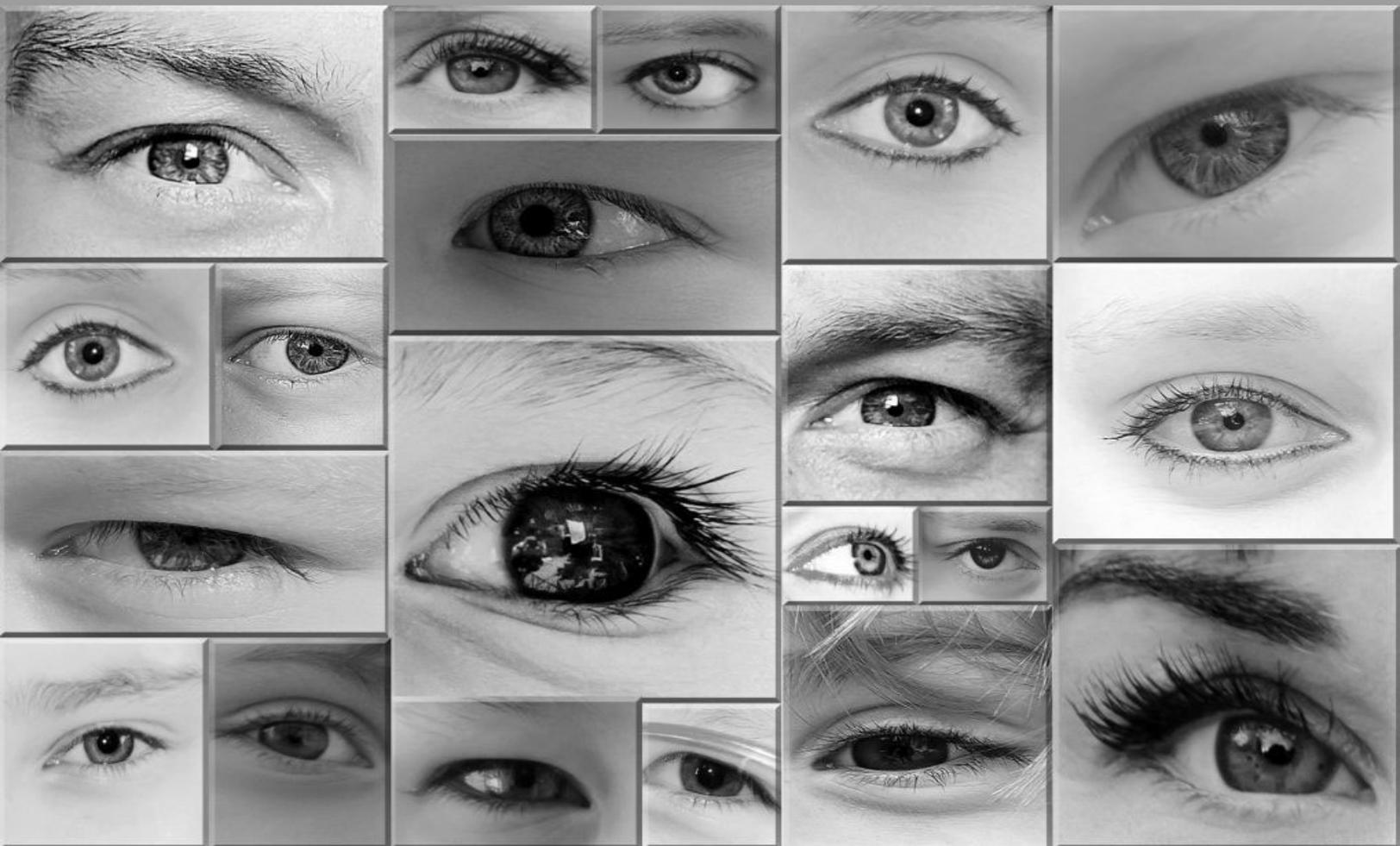


GRETE MEISEL-HEß



DIE INTELLEKTUELLEN

Die Intellektuellen

Grete Meisel-Hess

Inhalt:

[Grete Meisel-Hess – Biografie und Bibliografie](#)

[Die Intellektuellen](#)

[Erstes Kapitel - Die Verwandten](#)

[Zweites Kapitel - Zwei Frauen](#)

[Drittes Kapitel - Berlin](#)

[Viertes Kapitel - Menschen](#)

[Fünftes Kapitel - Versuche und Kämpfe](#)

[Sechstes Kapitel - Finsternis](#)

[Siebentes Kapitel - Erfüllungen](#)

[Achtes Kapitel - Begegnungen](#)

[Neuntes Kapitel - Der Kreis Lucinda](#)

[Zehntes Kapitel - Prüfungen](#)

[Elftes Kapitel - Sammlung](#)

*Die Intellektuellen , G. Meisel-Hess
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland*

ISBN: 9783849631505

*Cover Design: Foto von George Hodan, @
<http://www.publicdomainpictures.net>*

*www.jazzybee-verlag.de
www.facebook.com/jazzybeeverlag
admin@jazzybee-verlag.de*

Grete Meisel-Hess - Biografie und Bibliografie

Deutsche Frauenschriftstellerin, geboren am 18. April 1879 in Prag, verstorben am 18. April 1922 in Berlin. Tochter eines Fabrikanten. 1893 zieht sie mit ihrer Familie nach Wien, wo sie drei Jahre später das Gymnasium abschließt und Philosophie, Soziologie und Biologie zu studieren beginnt. Ab 1900 erscheinen erste Werke, 1908 zieht sie nach Berlin wo sie ein Jahr später den Architekten Oskar Gellert heiratet.

Wichtige Werke:

- Suchende Seelen, 1903
- Weiberhaß und Weiberverachtung, 1904
- Die Stimme, 1907
- Die sexuelle Krise, 1909.
- Fanny Roth, 1910
- Die Intellektuellen, 1911
- Geister, 1912
- Betrachtungen zur Frauenfrage, 1914

Die Intellektuellen

Erstes Kapitel - Die Verwandten

»Gute Gesellschaft hab' ich gesehen, man nennt sie die gute
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.«

Goethe.

Frau Professor Diamant saß in ihrem großen Ankleidezimmer, vor einem hohen, dreiteiligen Spiegel. Sie hatte soeben die Friseurin entlassen. In breiten Wellen war das stumpfblonde Haar um den Kopf gelegt, von einem mit Wachspferlen bestickten, schwarzen Sammetband durchschlungen. Der Teint, der im vollen Tageslicht einen grauen Ton hatte, war jetzt, in der Zimmerwärme des feuchten Septemberabends, leicht gerötet. Die Augen, vom reinen, tiefen Blau der Kornblumen, glänzten. Sie erhob sich, reckte die hohe Gestalt, warf den Frisiermantel ab. Die volle Büste lastete auf den weichen Fischbeinstäben des niedrigen Korsetts, das die Hüften schlank und fest zueinanderzog. Frau Edda warf einen Blick auf die Uhr und griff eilig nach dem Kleid, das auf einer Stuhllehne bereit lag, einem Gewand von weicher chinesischer Seide, mit gewagt durchbrochenen Spitzenornamenten. Sie liebte es nicht, in den letzten Stadien des Ankleidens Bedienung um sich zu haben und vollendete ohne Hilfe die Toilette.

Ihr Gatte rief aus dem Nebenzimmer: »Sie werden gleich da sein.«

Frau Edda hatte die letzten Haken geschlossen und hing den Frisiermantel an seinen Platz in den Schrank. Sie steckte noch vorsichtig, ohne die weiße Seide ihres Kleides zu gefährden, ein Paar Leisten in die Straßenschuhe, die sie abgelegt hatte. Dann spülte sie nochmals rasch beim

Waschtisch, mit vorgestreckten Armen und zurückweichender Gestalt, die Hände ab, überrieb flink mit einem Rehleder die Fingernägel, – der Teint war fertig, – und nahm eine Stahlschatulle aus dem Wäscheschrank. Sie öffnete sie langsam und begann ihre Ringe anzulegen. Ringe von verschiedenen bizarren Formen. Ringe in spitzer Marquisenform, andere wieder, in denen sich die Edelsteine als Blüten hoch über den Finger rankten, fremdartige, orientalische Ringe mit großen, dunklen Steinen und solche mit klaren Solitären. Unbedenklich gestattete ihr ihr sicherer Geschmack diese Bürde an ihren schlanken Fingern. Sie wußte, daß ihre Hände davon nicht beschwert erschienen. Sie trat noch einmal vor den großen Ankleidespiegel und betrachtete sich einen langen Augenblick, warf dann, mit einer bei ihr häufigen Bewegung des mit ballmäßiger Eleganz bekleideten Fußes, die Schleppe zurück und verließ das Zimmer. Knisternd in ihrer weißen Seide, eilte sie an die Tür der Küche, öffnete sie behutsam, lugte hinein, und zog sich eilig wieder zurück. Weiter raschelte die Schleppe über den langen Korridor und verschwand hinter der Portiere des Speisezimmers.

Professor Gustav Diamant hatte in Wien einen guten Namen. Als Student war er aus der mährischen Provinzstadt, in der sein Vater das Amt eines Sekretärs der Kultusgemeinde bekleidete, nach Wien gekommen, hatte hier mit dem ansehnlichen Rest seines mütterlichen Erbes seine Studien vollendet, sich zum Spezialarzt ausgebildet, eine gute Praxis errungen, die Dozentur früh erworben und sich mit Fräulein Edda Reisenleitner verheiratet. Fräulein Reisenleitner entstammte einer Familie, deren Schicksale sich am Fuße des Kahlenberges abspielten, solange man sich ihres Bestehens erinnerte. Ein einfacher Töpfer war noch der Urgroßvater gewesen, und in seinem kleinen

Kontor, draußen in der Vorstadt, hatte eine schön bemalte Tafel mit der folgenden Inschrift gehangen:

Töpferlied!

Was für schöne, bunte Sachen
Kann ich mir aus Tone machen,
Wenn ich meine Scheibe dreh',
Meiner Hände Werke seh.

Kachel, Flaschen, Krüge, Kannen,
Tiegel, Tassen, Bratenpfannen,
Kuchenformen, Blumentöpfe,
Schüssel, Teller, Suppennäpfe,
Sauber ausgemalt, glasiert,
Und mit Blümelein geziert.

Meine Ware, sagt der Bauer,
Ist von keiner rechten Dauer,
Ja, der arme Mensch hauptsächlich
Ist vergänglich und gebrechlich,
Darum wundere dich nicht,
Wenn einmal ein Topf zerbricht.

Arm- und Beinbruch ist viel schlimmer,
Darum denk ich, ist doch immer,
Besser mancher Topf zerbrochen
Als auch nur ein einziger Knochen.
Und darum auch bleibt's dabei:
Werft und brecht recht viel entzwei!

Sein Sohn war Künstler. Wohl bediente er Töpferscheibe und Brennofen noch persönlich, aber nur, um neuartige Formen und Glasuren zu erfinden. Er achtete die uralte Tradition des Handwerkes und wußte, daß die Kunst die

Meisterschaft darin als Boden brauchte. Er wollte hinter die Geheimnisse der historischen Keramik kommen, versuchte es, größere, glasierte Flächen zu beleben und erfand dabei neue, geschmackvolle Farben; besonders bevorzugte er die kräftigen und doch zarten Tönungen der Perser. Während er so zwischen alteuropäischer Handwerkskunst und morgenländischer Farbenkraft eine Einigung suchte, schuf er einen neuen, keramischen Stil, auf dessen Grundlage später die Moderne weiter arbeitete. Sein Talent vererbte sich nicht. Sein Sohn, Eddas Vater, war weder Töpfer noch Künstler, sondern Kaufmann. Er brachte die Firma auf die Höhe der modernen Ofenfabrikation. Diese Reisenleitnersche Ofenfabrik hatte Eddas Bruder übernommen.

Dr. Diamant, damals noch Dozent, war dem Mädchen als ein interessanterer Freier erschienen als irgendeiner der Fabrikantensöhne oder Leutnants, mit denen sie auf Bällen tanzte. Ihre Schönheit hatte ihn zu einer Werbung verführt, die sich jeder Erwägung entzog. Jetzt waren sie seit mehr als fünf Jahren in kinderloser Ehe zusammen, hatten einander gemessen und begrenzt. Er war vor kurzem Professor geworden und hastete von morgens früh bis zum späten Nachmittag einer großen Praxis nach. Seine übrige Zeit verbrachte er zumeist in seinem Laboratorium, an das sich ein ausgedehnter Stall schloß, in dem er die Tiere hielt, an denen er fortgesetzt experimentierte. Bis spät nachts saß er dann zu Hause noch an seinem Schreibtisch.

Frau Edda hatte es nicht leicht, ihr Leben in bewegtem Gange zu halten, wie sie so sehr gewünscht hätte. Sie kämpfte mit ihrem »Laster«, wie sie es selbst nannte, – mit ihrer Trägheit, – die vielleicht nichts anderes war als große Erschöpfbarkeit, wie sie in alten Familien zu spuken pflegt. Frau Edda, die so gern auf das Waffengeklirre horchte, das »draußen« die Geister aneinander geraten ließ, die mit

Neugier alle Nachrichten verfolgte, die von überwundenen Widerständen berichteten, – Frau Edda konnte sich aus der Gefangenschaft ihrer Zimmer nicht frei machen. »Der Tag zerrinnt mir unter den Fingern«, klagte sie, wenn man ihr vorhielt, daß sie ihr Talent nicht pflege. Denn Frau Edda *hatte* ein Talent, vielleicht war es der Großvater, der ihr das seine, in veränderter Form, vererbt hatte. Auf der Marmorplatte und in der Lade ihres breiten Toilettetisches lagen zwischen Elfenbeinbürsten, Kristallflacons, feinen Stahlscheren, Nägelfeilen, silbernen Schalen – verstreute, einzelne Blätter. Da sah man mit wenigen, kecken Strichen Motive der weiblichen Kleidung zu neuen Kombinationen vereint. Fast immer, wenn Edda ihre Entwürfe Modejournalen zur Verfügung stellte, hatten die Redaktionen darnach gegriffen, ja man hatte regelmäßige Beiträge von ihr erbeten. Aber Frau Edda mußte ablehnen, denn sie konnte, wie sie es nannte, nur »unfreiwillig« arbeiten. Ihre Inspirationen kamen »in Anfällen«. Plötzlich, wo immer es war, zumeist während einer Stadtfahrt im Wagen, oder bei der Lektüre eines anregenden Buches, geschah es, daß, wie sie es nannte, »eine Klappe im Gehirn sich öffnete«, – und dann fiel prompt ein neues Trachtenmotiv heraus.

Während der Professor sich morgens früh erhob, sobald der gedämpfte Wecker seiner Taschenuhr sein leises Surren hören ließ und das Morgenlicht durch den absichtlich freigelassenen kleinen Spalt zwischen Fensterbrett und Jalousie fiel, sich hastig ankleidete, stehend eine Tasse Tee trank und seiner Klinik zueilte, lag Frau Edda in den Banden eines Schlafes, die ihr so unzerreißbar erschienen, daß der Besuch des Kaisers von China sie nicht veranlaßt hätte, sie energisch abzuschütteln. Erst, wenn diese Bande »von selbst fielen«, wendete sich ihr schlaftrunkenes Gehirn der Tatsache zu, daß ein Stück Leben heute abzuwickeln sei. Sie trank dann langsam im Bett ihren

Kakao, knabberte Zwieback dazu, durchblättert die Zeitungen und Modejournale und las ihre Post, die nicht unbeträchtlich war, da sie gern Korrespondenz pflegte. Langsam und schwer ordnete sie im Gehirn den Inhalt dieser Briefe und Zeitungen, die sie beinahe belastend anregten. Ehe sie nicht genau wußte, wie und wo dieses neue Material unterzubringen sei und wie sie dazu Stellung zu nehmen hätte, fühlte sie sich nicht »frei« genug, aufzustehen. Sie badete umständlich, pflegte die etwas schadhafte Zähne mit mehreren Wässern und Pasten, gewann manchmal ein paar Minuten für den Versuch einiger Freiübungen, überließ sich eine halbe Stunde der Friseurin, und nur eineinhalb bis zwei Stunden verbrachte sie auf diese Art bei der Morgentoilette, – für eine Dame gewiß nicht zuviel. Wenn sie fertig war, machte sie »Ordnung«. Sie konnte sich, wie sie behauptete, nicht ruhig hinsetzen, wenn nicht alles genau auf seinem Platze lag, und so fand sie sich in einem ewigen Turnus durch die weitläufige Wohnung. Sie ging den Dienstboten nach, bemerkte, daß die Stühle nicht so standen, wie sie stehen mußten, daß eine Decke schief lag, daß etwas Staub zwischen zwei Nippes liegen geblieben war. Der Professor hatte diese »Ordnungssucht«, wie er es nannte, kaltblütig in die Pathologie verwiesen. Auch Frau Edda gab diese Tätigkeit nicht für hausfraulichen Antrieb aus. In die Küche wagte sie sich kaum, dort waltete die Perfekte, und dort wurde jene Arbeit gemacht, vor der Frau Edda Angst hatte, richtige beklemmende Angst. In verwirrendem Vielerlei lagen da die zahllosen Ingredienzien, aus denen sich jede einzelne Mahlzeit zusammensetzt. Es roch nach Fetten, nach blutigem Fleisch, es prasselte, schmorte, dampfte; und mit ihren langschleppenden, lichten Hauskleidern wußte sie gar nicht, wie sie sich auf den Fliesen der Küche und zwischen den beladenen Tischen bewegen sollte, wenn eine neue Köchin sie durchaus einmal hier »brauchte«. Nach dem Mittagessen, wenn der Professor in seinem

Ordinationszimmer verschwand, lag Edda im Schaukelstuhl und rauchte langsam, ohne Eile, mit dem Behagen der milden Nervenbetäubung, aber mit wachem, bösen Gewissen, eine, zwei und drei Zigaretten, stand auf, mit schwerem Kopf, hatte »Lufthunger«, klingelte dem Stubenmädchen, das um diese Zeit der Ordinationsstunde alle Hände voll zu tun hatte, und befahl, ihre Garderobe zum Ausgehen bereit zu legen. Sorgfältig legte sie Stück für Stück an. Sie bevorzugte die reiche, französische Mode vor der englischen, schweres Material, auch zu einfachen Gelegenheiten; besonders liebte sie kostbare, immer etwas bizarre Mäntel und Hüte von unwahrscheinlichen Dimensionen, die ihr schönes Gesicht weitausgreifend umrahmten und die hohe Gestalt mit fürstlichem Pomp stilisierten.

Diese Erscheinung paßte weder auf die Trottoire der großstädtischen Straßen unter eine Menge geschäftlich getriebener Menschen, noch in das Gedränge der öffentlichen Verkehrsmittel; zumeist winkte sie dann auch einem der Fiaker vor der Türe, die die Frau Professor schon kannten und sie mit lautem »Küß die Hand, Gnädige, – fahr m'r Euer Gnaden« umdrängten, sowie sie aus dem Hause trat. Und Frau Edda fuhr dahin, Einkäufe oder Besuche zu machen, oder in einem Café mit Freunden zu plaudern, am liebsten mit literarischen Freunden. Zumeist begleitete sie eine Cousine ihres Mannes, Kathi Diamant, ein nicht mehr ganz junges Mädchen, das mit Schwärmerei an Edda hing; überhaupt verkehrte Edda lieber mit der Familie ihres Mannes, als mit ihrer eigenen, sie liebte die besondere Färbung der jüdischen Denkweise, welche Juden untereinander oft abstößt. Die scharf angreifende, geistige Art ihres Mannes war das Lebendige, das sie immer noch mit ihm verband, – nachdem er sie in eine gefährliche Spannung gebracht hatte. Lange, nachdem sie Frau geworden, hatte sie nicht verstanden, woher ihr gegen den

Mann, den sie frei gewählt hatte, wie er sie, oftmals dieses grollende Gefühl kam, dieser sprungbereite Haß, der sich in tausend kleinen Szenen entlud, – da es zur großen Aussprache zwischen ihnen niemals kam, – der hundert eingebildete und konstruierte Vorwände heftiger Entladungen erfand, – – bis der wahre Grund ihrer geheimen Feindschaft, ihrem bohrenden Spähen, ihrer wachgehetzten Weibheit klargeworden war: die Versprechungen ihres Körpers schienen für diesen Mann erfüllt. Bald wußte sie auch, daß nicht *sie* seine große Leidenschaft war. Er war Forscher. Seine Untersuchungen füllten ihn mit unteilbarem Interesse. War er in seinen Experimenten vergraben, so schien ihm sein Haus, sein Vermögen, seine Frau, ja selbst sein Leben gering. Die gefährlichsten bakteriologischen Untersuchungen beschäftigten ihn fortgesetzt. Edda hatte ein Grauen vor seiner Tierstation. Aber hier war die Grenze ihrer Macht.

Seine drängende Werbung war ihr eine Verheißung gewesen. Wo blieb die Erfüllung?

Während am Anfang ihrer Ehe etwas, wie eine frohe Erwartung, sie morgens aufgetrieben hatte, nahm ihre Trägheit, die ihre Tage tötete, jetzt mehr und mehr zu. Sie war müde, apathisch, nur »aufgepulvert« in den Stunden im Caféhaus oder in abendlicher Geselligkeit. Die »Klappe im Gehirn« öffnete sich manchmal, aber diesem Geschehen auf die Spur zu kommen, die Mechanik dieser Tätigkeit beherrschen zu lernen, versuchte sie nicht. Immer seltener auch nahm sie sich die Mühe, ihre Ausgaben zu berechnen. Sie nahm sein Geld mit vollen Händen, sie forderte immer mehr, und er erfüllte fast demütig jeden ihrer Wünsche.

Diamants erwarteten heute abend Verwandte zu Besuch. Als erste kam die gewohnte Begleitung Eddas. Kathi war

offenbar schlecht gelaunt. Mürrisch warf sie den breiten, geflügelten Hut aufs Klavier, die Handschuhe dazu.

»Warum hast du denn nicht draußen abgelegt, Kathi?« fragte Edda. Sie hatte einen kleinen Sprachfehler, stieß, ein ganz klein wenig, bei den S-Lauten, mit der Zunge an die etwas zugespitzten, kurzen Vorderzähne, deren Goldplomben zwischen den Lippen glänzten; aber ihre Sprache bekam dadurch etwas von jener »Wiener Gemütlichkeit«, deren Dialekt auch den pompös entfremdenden Eindruck ihrer Erscheinung aufhob. »Erst wann ich den Mund aufmach', trauen sich die Leut' an mich heran«, pflegte sie zu sagen.

Das große, überschlanke, dunkle Mädchen stand mißmutig in der Tür, zwischen Salon und Speisezimmer und betrachtete den gedeckten Tisch. Ihr von schwarzem Kraushaar umrahmtes, beinahe braunes Gesicht, hob sich in scharfem Kontrast aus dem Schneeweiß des steifleinen Herrenkragens, der die dunkelblaue seidene Hemdbluse abschloß. Unter dem knappen, fußfreien und festgegürteten blauen Tuchrock zeichnete sich die schmale Linie der Hüften nach Knabenart.

»Natürlich, – das echte Damastene, – Silber aus der großen Kasette, – die Teller vom 24persönigen Service, – wann dir einer zerhaut wird, was dann?«

»Geht dich einen Schmarrn an, liebe Kathi, – einen – großen – Schmarrn.«

»Edl!« Sie warf sich ihr an den Hals, versteckte ihr Gesicht in der weißen Seide, der der Duft javanischen Puders, eines fremdartigen Parfüms, und der gepflegten Haut entströmte. Diese Duftwelle kam wie eine täuschende Beruhigung über das Mädchen.

»Edl, sei nicht bös! Aber mir is so – so, –«

»Das weiß ich.«

Kathi warf sich in einen breiten, englischen Klubfauteuil von rotem Leder.

»Meiner Seel', ich weiß nimmer, was ich anfangen soll. Aus der Haut fahren möcht ich, wann ich wüßt', daß ich an andere find', die mir gut paßt.«

»Ist es das Bureau?«

»Keine Idee, – ich vergiß wenigstens die paar Stunden auf mich.«

»Und der Lohninger?«

Kathi verzog das Gesicht. »Vom Heiraten redet er nix.«

»Dann schlag dir ihn aus'n Kopf!«

»Ja aber – an *wen* soll man eigentlich denken?«

»Schau, Kathi, nimm dich zusamm'! Denk überhaupt nicht immer daran, daß dir ein Mann fehlt.«

»Du hast leicht reden.«

Ein spöttisches Lächeln zuckte, in schneller Heimlichkeit, in den Mundwinkeln Eddas auf und verschwand sofort.

»Schau die Olga an«, sagte sie.

»Ja, – hast es denn schriftlich, was in *der* steckt? Glaubst, – damit, daß sie in Versammlungen Reden schwingt, – ist die

erledigt?«

»Nein, – die ist überhaupt nicht so leicht erledigt; schwerer als du und ich.«

»Sie soll schon mal verlobt gewesen sein, mit einem Leutnant, dort in Schlesien.«

»Ich hab' was läuten hören.«

»Der alte Diamant wird überschätzt. Wahrscheinlich hat der Herr Leutnant mehr erwartet, und wie es zum Rechnen kommen is, wird er zum Rückzug geblasen haben.«

Edda zuckte die Achseln. »Nichts Gewisses weiß man nicht; d.h. *ich* weiß nichts und der Gustav auch nicht. Meine Schwägerin Geneviève, – die wird's wissen.«

»Komisch, daß die sich angefreundet haben, diese zwei Mädchen aus der Fremde.«

»Die Geneviève – die Eva – ist prachtvoll, – du kannst sagen, was du willst.«

»Ich sag' ja nix. Ich weiß eh, daß sie viel zu schad ist für deinen Herrn Bruder.«

»Aber mich interessiert die Olga doch viel mehr.«

»Geht sie richtig fort von Wien?«

»Ich denke sicher. Der Stanislaus nimmt sie mit nach Berlin. Ich glaube sogar, sie werden heute das letztmal hier sein.«

»Also darum das gute Silber usw. usw.«

»Und das ärgert dich?«

»No Gott, ärgern. Ich find', du machst mit denen zu viel Geschichten.«

»Hat dir der Vortrag vom Stan nicht gefallen?«

»O ja, - das schon.« Nachdenklich rekapitulierte sie:
>Probleme der Moderne<, - »stellenweis war mir's zu hoch.
Weißt, es ist ein Wunder, - so a Jünagl aus Polen!«

Edda lehnte sich im Schaukelstuhl zurück und streckte die Beine auf ein maurisch geformtes Taburett.

»Ihr Juden seid's unverbesserlich.«

Kathi dehnte den mageren, langgliedrigen Leib, stand auf und ging der Wand zu, an der eine Tapetentür zu sehen war. »Er arbeitet noch?«

Edda verneinte.

»Zieht er sich an?«

»Kannst hineingehen; er ist schon fertig.«

Kathi klopfte kurz und leise, drückte die Türschnalle vorsichtig nieder und ging mit elastischen Katzentritten in die halbdunkle Studierstube ihres Cousins, des Professors.

Edda streckte sich noch bequemer aus. Drinnen hörte sie die Stimme ihres Mannes und Kathis, deren Kopf gleich wieder in der Tapetentür erschien. »Wo ist die herbstlaubfarbene Krawatte?«

»Die liegt in seinem Kasten, links unter den Handschuhen.«

Es klingelte. Edda stand auf. Die Portiere, die vom Korridor zum Speisezimmer führte, wurde zurückgeschoben, und die erwarteten Gäste traten unangemeldet ein. Man begrüßte einander verwandtschaftlich. Edda drehte alle elektrischen Flammen auf.

Die Geschwister sahen einander, flüchtig betrachtet, wenig ähnlich. Stanislaus in seinem festverknöpften, vielgetragenen, schon etwas glänzenden Rock von dunkelgestreiftem, dünnen Tuch, mit schlechter, vorgebeugter Haltung, breitem, gewölbten Rücken, wirkte engbrüstig. Die Beine schienen zu schwach für den massigen Rumpf. Der große Kopf hing der Brust zu, die kurzsichtigen Augen, von unausgesprochener Farbe, blickten manchmal, besonders wenn er den Kopf neigte, über den schwarzgeränderten Zwicker weg, was ihm den Ausdruck einer interessiert aufhorchenden Eule verlieh. In mächtiger Biegung beherrschte die Stirn das Gesicht. Sehr dichtes, blauschwarzes, an den Spitzen geringeltes Haar bedeckte den Schädel, fiel in einzelnen, gebogenen Büscheln über die Schläfen und ziemlich lang hinter den Ohren herab, die es zum Teil wohltätig verdeckte. Wandte er den Kopf, so kamen sie, in ihrer fledermausartigen Zackung, zum Vorschein. Gestreckt und schmal dehnte sich die Nase zum Mund nieder, der, zusammengepreßt, eine dünne, gerade Linie zog. Der schwarze Schnurrbart hing schlaff, in langen, nur wenig aufgebogenen Enden, über die Mundwinkel. Dieser Kopf saß auf einem zu kurzen Hals, der in einem Umlegekragen steckte, den ein Mäschen, kaum groß genug, den Kragenknopf zu decken, abschloß.

Diese Erscheinung hatte in Frau Edda bei der ersten Bekanntschaft den Trieb erweckt, physisch

zurückzuweichen. Aber ein Gefühl, das mehr als gewöhnliche Neugier war, – der Hunger ihrer gierigen Intelligenz, – trieb sie mit starkem Interesse diesen Verwandten ihres Mannes zu.

Olga kannte sie seit Beginn ihrer Ehe. Gerade damals war die nun Sechszwanzigjährige zu dauerndem Aufenthalt nach Wien gekommen. Kathis Eltern, ihre nächsten Verwandten, hatten ihr ein Heim angeboten. Aber der alte Diamant, der seine Tochter fortgeschickt hatte, während sein Sohn ihn gegen seinen Willen verließ, sorgte so weit für sie, daß sie vor allem ihrem Bedürfnis nach Unabhängigkeit folgen konnte.

Sie besuchte die Universität als Hospitantin, hörte nationalökonomische und philosophische Kollegien mit Regelmäßigkeit. An den Veranstaltungen der Frauenbewegung nahm sie ständig teil. Bald trat sie aus der Rolle der Zuhörerinnen heraus, griff in die Diskussion ein und lenkte die Debatte zumeist in ein Fahrwasser, das den Strebungen der Wiener Frauenbewegung, die sich auf politische und wirtschaftliche Erweiterungen des weiblichen Wirkungskreises beschränken, unwillkommen war. Sie bekämpfte die Tendenzen, die einer Isolierung der Geschlechter zuzuführen schienen und sah im Kampf um Brotberufe wohl eine notwendige Etappe, aber nicht die letzten Ziele der Bewegung. Eine eigentliche berufliche Betätigung vermochte sie in Wien, trotz verschiedener Versuche, nicht zu finden.

Auf dem gedrungenen, mittelgroßen Körper des Mädchens saß ein Kopf mit langem Gesichtsoval, herben, fast eckigen Zügen und einer stark gebogenen, vorspringenden Nase. Ein rostroter Haarbusch überflamte die ganze Erscheinung. Die Augen waren blank und schwarz, mit länglichen Pupillen und schienen von den dünnen, rötlichen

Brauen, wie mit eilig schrägem Zug, skizzenhaft überstrichen. Der Teint war etwas sommersprossig. Der Mund zeigte dieselbe dünne, gerade Linie, wie bei Stanislaus. Hier glichen sich die Geschwister.

Und als sie mit Edda lächelnd plauderten, kam mit diesem Lächeln, das die blanken Zahnreihen freilegte, die Gesichter belichtete, ihre Ähnlichkeit zutage.

Olga trug ein dunkelbraunes Kleid von billigem Wollstoff. Der Rock bedeckte die Bluse nicht fest genug, so daß das auf die Bluse genähte Taillenband bei manchen Bewegungen zum Vorschein kam. Es war ihr alter Schmerz, daß sie es durchaus nicht vermochte, ihrer Figur jene glatten Flächen zu geben, auf welchen die Frauenkleider unverrückbar drapiert erscheinen. Aber sie verschmähte jede Schnürung und konnte sich darum mit der auf diese Schnürung berechneten Kleidung nicht zurechtfinden.

Durch das große, englisch möblierte Speisezimmer, dessen Wände ausschließlich von Aquarellen bedeckt waren, ging Frau Edda, im Elfenbeinschein ihres weißseidenen, schleppenden Kleides, mit ihren funkelnden Händen, die sich blütenart in dem bis zum Ellbogen entblößten Arm fortsetzten, hoch und licht, zwischen den beiden Geschwistern, dem Salon zu.

Olga und Stanislaus erzählten von ihrem Besuche in der Heimat. Einmal im Jahre wünschte der Vater die Tochter zu sehen und duldete es, daß Stanislaus mitkam.

»Es ist immer dieselbe alte, traurige und beklemmende Geschichte«, sagte Stanislaus und senkte den Kopf. Er sprach ein reines, scharf vokalisiertes Deutsch. Olga warf trotzig die Lippen hoch, und die Falte zwischen ihren Augenbrauen vertiefte sich.

»Er sollte stolz sein auf euch«, sagte Edda.

Olga machte ein finsternes Gesicht. »Ein Mädels, das sich nicht verheiratet, immer nur Geld braucht, sich mit lauter Dingen befaßt, die nichts einbringen«, – sie lachte rauh.

Dennoch gab der Alte dieser Tochter den Lebensunterhalt. Mit ihrem einundzwanzigsten Jahr war eine Versicherungspolice für sie fällig geworden. Die Zinsen dieses Vermögens gab er ihr, und sie reichten aus, unter Verhältnissen bescheidenster Art auf einer möblierten Stube zu leben.

Zu seinem Sohne Stanislaus aber hatte er gesagt: »Für *dich* hab' ich das Geschäft geführt. Etwas Fertiges haben – hast du sollen! Weggerannt bist du, – ä Tagedieb geworden! – – Das Geschäft laßt du mir alten Mann am Hals, – zugrunde gehen wird's und soll's. Verdien' dir dein Brot, wie du willst, – du bist ä Mann, – dir geb' ich ka Kreuzer.«

Im Osten von Österreichisch-Schlesien, unweit der preußischen und russischen Grenze waren die beiden zuhause. Dort stand auf dem großen, gepflasterten Ringplatz das alte, schmutziggraue Haus ihres Vaters, mit einer Wohnung von großen, dunklen Zimmern im Stockwerk und einem Kolonialwarengeschäft im Erdgeschoß. Dieser Laden war aber nur ein Teil des Geschäftes des alten Moses Diamant. Er lieferte Lebensmittel aller Art waggonweise nach Deutschland. Das Geschäft war, wie er behauptete, – »ä Goldgrub'«. Nur eine junge, tüchtige Kraft fehlte. Ein Schwiegersohn, der »nicht ä Paar Hosen« hätte, wäre dem alten Händler willkommen gewesen, aber, statt dessen – – ä Geschicht' mit ä Leutnant. Auch gut – – bis – ja bis –! – – Und der Sohn? Der Sohn –

ausgerechnet – studieren hat er wollen. Der Alte widersetzte sich, zwang den Jungen ins Geschäft.

Lange Jahre hatte er ausgehalten. Hatte abgewogen, was jeder begehrte, die Bücher geführt, Geschäfte abgeschlossen. Aber punkt sechs Uhr hatte er abends Schluß gemacht, zum größten Verdruß des Vaters, hatte sich eingesperrt in sein Zimmer und seine Bücher vorgeholt. Eines Tages war er fort, und aus Berlin kam ein Brief, daß er nach langen Gewissenskämpfen dableiben wollte.

Er verstand die Wünsche des Vaters, er begriff den angstvollen Trieb des alten Mannes, den Kindern das Stück Boden, das er mit seiner Lebensarbeit errafft hatte, zu hinterlassen. Er aber, Stanislaus, er zog aus diesem Boden nicht das, was er brauchte.

Berlin hatte ihn hart angefaßt, – fast so hart, wie der Alte zuhause. Aber was er da ausgrub, das war Nahrung für ihn gewesen, und er wußte, daß er in diesem Boden nicht einsinken würde. Der Vater, der ein begreifender Kopf war, ergab sich. Aber er half dem Sohne nicht. »Wenn's dir zuviel wird, – wenn du nicht weiter kannst, – komm zurück, nach Haus. Du bist hier immer zuhause, merk' dir das, – immer kannst du kommen.«

Aber der Sohn kam nicht, nur einmal im Jahre, als Besuch. Bitterkeit gegen die verschlossene Hand des Vaters und Mitleid mit seinem vereinsamten Alter, – die Mutter war seit langem tot, – ballten sich ihm zu schweren Lasten, so oft er »zuhause« war. Wochenlang konnte er dann über dem Bild der entfremdeten Heimat keine Ruhe finden.

Er schilderte Edda diese Stimmung, die sie, Olga und ihn, diesmal, wie immer, da oben erwartet hatte. Und während

er sprach, empfand er die geheime Erleichterung des Entronnenen. Das üppige, vornehme Zimmer, der milde Glanz des elektrischen Lichtes, die vertraut verwandtschaftliche Nähe dieser schönen, fremdrassigen, liebenswürdigen Frau, die eine absichtsvolle Neigung mit seinesgleichen verbündet hatte, das alles glitt beruhigend in ihn. Trotzdem er als Schriftsteller in Berlin seinen umgrenzten, aber geachteten Platz erworben hatte, war er auf Dürftigkeit und Einsamkeit angewiesen, und erst hier, im Salon seiner schönen Verwandten, überkam ihn ein Gefühl, daß es die Schicht der Erhobenen war, der er zugehörte und von der ihn jene andere Welt, der er entronnen war, unweigerlich getrennt hätte.

»Wo ist Gustav?« fragte Olga.

»Er muß jeden Augenblick kommen; ich glaube, er zieht sich an, und Kathi leistet ihm Kammerdienerdienste.«

Man hörte hinter der Tapetentür Schritte, und gleich darauf trat der Professor ein, hinter ihm Kathi.

Er lächelte über das ganze, blaurasierte Gesicht, das einen Ausdruck trug, der landläufig mit »gescheit« bezeichnet wird. Die gelenkige, kaum mittelgroße Gestalt – er war bedeutend kleiner als Frau Edda – steckte in einem Gehrock von elegantestem Schnitt. Er bewegte sich eilig, grazil, geschickt und lebhaft. Das schwarze, kurzgestutzte, an der Seite gescheitelte Haar war an den Schläfen stark ergraut. Die Augen blitzten durch den Zwicker.

»Daß man die hoffnungsvollen Geschwister einmal zusammen da hat, ist ein besonderes Vergnügen!« Er sprach ein wenig mit singendem Tonfall und näselnder Pressung der Vokale, die die böhmische Umgebung seiner Kindheit verriet. Seine Begrüßung galt, nachdem er Olga

die Hand geschüttelt hatte, besonders seinem Vetter Stanislaus.

»Die Reise nach Hause machst du jedes Jahr, aber warum so selten in Wien?« Er nahm im Stehen von dem maurischen Rauchtaburett eine Zigarette, steckte sie zwischen die Lippen und wollte sie anzünden.

Edda beugte sich zu ihm hinunter und nahm die Zigarette aus seinem Mund: »Wir essen gleich.«

Er widersprach nicht.

»Gott, wie besorgt«, spottete Kathi.

Edda zuckte die Achseln. »Mehr brauchen wir nicht, als daß auch er sich noch die Nerven ruiniert.«

Der Professor war mit Stanislaus in ein lebhaftes Gespräch geraten.

»Bei deinem Vortrage hatte ich das Gefühl,« sagte er und ging, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab - »daß das Beste daran verloren ging. Diese feingliedrige Ausarbeitung kam vom Rednerpult aus nicht zur Wirkung. Du bist von dem Blatt nicht losgekommen, und man hätte es lieber selbst gelesen.«

Stanislaus lächelte, neigte den Kopf und blickte schräg über die schwarzen Ränder seines Zwickers.

»Stan ist absolut kein Redner«, sagte Olga. Ihre volle Bruststimme, ihre sichere Gliederung der Sprache verrieten, daß sie die Eigenschaft, die sie dem Bruder absprach, selbst besaß. »Stan ist ein Schriftsteller« sagte sie bestimmt.

»Mich hat das gar nicht gestört, daß er las und nicht sprach«, sagte Edda. »Ich muß sagen, ich hab' die Ohren g'spitzt und bin neugierig geworden auf das Buch. Wann erscheint es?«

»Unbestimmt«, sagte Stanislaus. »Es sind zwei, drei Hauptgedanken des Buches in dem Vortrag verarbeitet. Das Material ist groß, wächst unter den Händen immer mehr an.«

»Ha, - weißt du, wie du mir vorgekommen bist, Stanislaus,« sagte der Professor munter, - »wie - wie so ein verkehrter Mephisto.«

Stan ließ seine Zähne blitzen und fand ein gutes Lachen.
»Ist das so zu verstehen, wie euer Kaffee verkehrt?«

»Ja, ja, so ähnlich. Der richtige Mephisto wartet darauf, daß Faust - sinkt, daß er ein Philister wird, daß er zufrieden wird.«

»Und dann ist er verloren und der Teufel holt ihn,« vollendete Stanislaus, »aber ich?«

»Du stehst neben der Moderne wie Mephisto neben Faust, - Mephisto als Kritiker genommen.«

»Vor allem als Kritiker, - sehr wahr.«

»Und wartest auf den Moment, wo dein Faust, deine Moderne, die sich erproben soll, - nicht sinkt, nicht zur Hölle reif wird, sondern umgekehrt.«

»Es ist etwas Wahres daran,« sagte Stanislaus mit nachdenklichem Ton, »man wartet darauf, daß man endlich

sagen kann: da ist etwas Positives, etwas was wir – gut verpackt – weiter geben.« Er wiegte den Kopf.

»Schade, daß das alles so schnell vorüberzog,« sagte der Professor, »warte, wie war es doch, – das Bild? Du zeigtest uns nackt«, seine Stimme wurde dunkler von ironischem Pathos, – »am Meeresufer, – alle Schiffe verbrannt, – – in Kampf mit Wind und Wetter – und fern von jeder neuen Heimstätte.«

»Und sie sahen, daß sie nackend waren und schämten sich«, kam es aus Kathis Ecke, und die anderen lachten.

Edda hatte inzwischen dem Stubenmädchen geklingelt und war ins Speisezimmer gegangen. »Ich bitte zu Tisch«, rief sie in den Salon hinein.

»Warten wir nicht noch auf Vinzenz und Geneviève?«

»Sie werden kaum kommen, Geneviève hat mir geschrieben, daß die Kleine wieder krank ist.«

»Es ist schade,« sagte der Professor, »du kennst meine Schwägerin noch nicht, Stanislaus, die Frau des Bruders meiner Frau, – Geneviève, zu deutsch genannt Eva, geborene Nestor, verehelichte Reisenleitner.«

»Olga hat mir immer viel von ihr geschrieben.«

Man ging ins Speisezimmer und setzte sich zu Tisch.

»Seit Eva da ist, vernachlässigt mich Olga«, sagte Edda.
»Man soll seine Freunde nicht zusammenführen.«

Kathi klapperte mit dem Besteck: »Wird schwer gehen.«

Olga lächelte, und ihr herbes Gesicht schien leicht. »Das ist ein großes Geheimnis, diese Vertrautheit zwischen Menschen. Komisch ist das. Zwei zum Beispiel kämpfen zusammen für eine gemeinsame Sache, -«

»Schulter an Schulter, wie es in der Frauenbewegung so schön heißt«, warf der Professor sarkastisch ein.

»und bleiben sich fremd.« Sie sprach das R mit slawischer Härte. »Und andere wieder, die scheinbar gar nichts miteinander zu schaffen haben, sind vertraut beim ersten Blick. Wer kann wissen, warum das so ist?«

Edda seufzte.

»Eva ist ein sonderbarer Mensch«, sagte der Professor.

»In welchem Sinne?« fragte Stanislaus.

»Es fehlt ihr,- soviel ich beobachtet habe, - etwas, - das an uns allen deutlich ist.«

Stanislaus horchte interessiert. »Und was ist das für ein gemeinsames Merkmal?«

Der Professor zögerte und krauste die Stirn. »Es ist der Riß, der Bruch, der irgendwo im innersten Gefaser von jedem von uns drin ist«, sagte er, und sein Gesicht hatte einen verbissenen Zug. »Zeig mir«, fuhr er, zu Stanislaus gewendet, fort, »einen modernen Schicksalsträger, - mit normalen Instinkten, - und mit vernünftigem Selbsterhaltungstrieb! Zeig mir, mit einem Wort, - von den genialen Praktikern abgesehen, - einen modernen Gedankenheros, - der dabei kein Narr ist, der sich nicht versteigt auf irgendeine Martinswand der Spekulation, - von der ihn kein Gott herunterholt.« Er machte eine Pause,

und drehte nachdenklich ein Brotkrümelchen zwischen den Fingern. »Des Menschen Schicksal«, fuhr er fort und bewegte dozierend die Hand, »ist sein Leib. Nun ist aber unsere Intellektkultur sozusagen noch nicht leiblich genug geworden, – noch nicht somatisch, wie wir Ärzte sagen, – unser Wille, aber noch nicht unser Organismus ist intellektuell. Und darum machen wir zumeist Dummheiten, wo wir glauben, besondere Taten zu vollbringen.«

»Ist denn der Wille ein vom übrigen Organismus loslösbares Etwas«, fragte Olga.

»Das beweist die Hypnose«, sagte der Professor und nahm von der Hors d'œuvre-Platte, die ihm gereicht wurde. »Diese schöne, schlafwandlerische Sicherheit des Trieb- und Instinktmenschen ist für uns verloren.« Er trank ein Glas Rotwein durstig mit einem Zuge aus. »Gerade dein Vortrag, Stan, hat das recht deutlich gezeigt. Die Zeiten aber, wo der intellektuelle Wille so geübt ist, daß er den Menschen zu derselben fast automatischen Reaktion führt, wie das der gesunde Instinkt, der Trieb, besorgt, – so daß auch der komplizierte Mensch ein Ganzes und Deutliches wird, – die sind noch nicht da.« Er sprach jetzt, wie er es täglich vor seinem Hörerauditorium gewohnt war. »In diesem Sinne können wir uns als – als Zwischenstufen bezeichnen, – – oder als – schlotternde Lemuren«, er zog die Vokale sarkastisch in die Länge, – – »aus Bändern, Sehnen und Gebein geflickte Halbnaturen.«

Alle hatten aufmerksam zugehört. Frau Eddas Kornblumaugen waren dunkler und tiefer geworden.

Das Stubenmädchen kam, räumte die Teller ab und legte neue an deren Plätze.

Kathi sagte: »Darf ich im Konversationslexikon nachsehen, was Lemuren sind?«

Der gespannte Ernst der Stimmung löste sich. Unter allgemeinem Lachen wurde die Zustimmung erteilt. Kathi sprang auf, lief durch den Salon und von da in des Professors Studierzimmer. Man sah, durch die offene Tapetentür, das elektrische Licht drin aufflammen, hörte, wie sie den schweren Wälzer von der Etagere rückte und darin blätterte.

»Die - Lemuren - sind - geschwänzte Halbaffen«, rief sie heraus.

»Aber auch noch etwas anderes«, schrie der Professor zurück.

Kathis Stimme ertönte weiter: »Sie haben Greifhände nach Art der Affen, - - sie sind Bauntiere mit nächtlichen Gewohnheiten, - - nach Sonnenuntergang pflegen sie in größerer Gesellschaft den Urwald zu durchstreifen, - - unter bedeutendem Geschrei, - - Zähmung gelingt leicht, - haben einen schwächlichen Körper mit dichtem Haarkleid, - - vordere Gliedmaßen kürzer als die hinteren, - - Großhirn ohne Windung, - - Blinddarm vorhanden.«

»Esel, der du bist,« schrie der Professor, »schlag bei Laren nach, bei Lares.«

Nun ertönte die Stimme aus der Studierstube:

»Nächtlich umherschweifende Seelen der Verstorbenen.«

Der Professor rief: »Nun sieh noch bei Lemuria!«

»Versunkener Kontinent, ehemals von Halbaffen bewohnt, wird auch als die wahrscheinliche Wiege des Menschengeschlechtes betrachtet.«

»Genug, genug,« rief der Professor, »es stimmt! Goethe hat für seine Zwecke das Wort und den Begriff gebildet. Und in unserem Fall stimmt's, – sowohl im Goetheschen wie im zoologischen Sinne.«

Kathi wollte ihren Vortrag noch ausdehnen, aber der Rest ging in Gelächter unter, und sie wurde energisch zurückgerufen.

»Das Roastbeef wartet«, rief Edda.

Das Licht in der Studierstube wurde abgedreht, und das braune, magere Mädchen kam hereingewirbelt.

Der Professor nahm die Unterhaltung in dozierendem Ton wieder auf.

»Was heißt das Wort: ›Es irrt der Mensch, solange er strebt‹. – Es heißt, daß der strebende Wille – der, der noch *bewußt* arbeitet, – der noch nicht Instinkt geworden ist, – unsere größte Gefahr ist. Wir leisten mit ihm Übermenschliches, aber zumeist Falsches.«

»Also Streben, Schaffen, Werden, Wachsen, – ohne es zu *wollen*?« forschte Stanislaus.

»C'est ça! – Das wäre der ganze Kerl, – der von morgen. Wir Heutigen ziehen uns am Schopfe zu unseren Jdealen von uns selbst.«

»Dann wäre man ja sehr gut daran, wenn man keine Ideale von sich selbst hat«, warf Frau Edda ein.

»Frauen wissen im allgemeinen nichts von solchem Wollen«, erwiderte der Professor. »Sie haben keine Stellung zur Moral«, fuhr er ruhig fort.

»Die alten Phrasen«, sagte Edda, und es klang beinahe verächtlich.

Olga hob den Kopf. »Ich weiß aber von solchem Wollen und andere Frauen auch.«

»Das war das Schlimmste, was euch passieren konnte«, sagte der Professor und schälte gleichmütig seine Birne.

Edda beugte sich über den Tisch, zu Olga hinüber:

»Laß dir nichts vormachen, hörst du! Zieh, – zieh dich selbst am Schopf, – ja, – gerade das!«

Olga wollte weitere Auslassungen über das Thema vermeiden. Sie wußte, daß der Professor die Aktivität der Frauen bspöttelte, daß aber Frau Edda leidenschaftlich und heftig zu werden pflegte, wenn er das tat. Sie, die ein Leben, ähnlich dem einer Haremsdame führte, war mit ihrer Sympathie und mit einer Art von persönlich resignierter Sehnsucht auf der Seite jener Frauen, die das Steuer ihres Schicksals selbst zu lenken suchten.

Und, als wollte auch Edda das Thema abschneiden, erhob sie sich, läutete dem Mädchen und gab Befehl, den Kaffee zu servieren. Mit der gewohnten Beinschwenkung warf sie die Schleppe zurück und ging voran, dem Salon zu.

»Nun werde ich euch in mein neuestes Laster einweihen«, sagte sie wieder ruhig und lächelnd und griff nach der Zigarettendose.